

Es gibt einen »Königsweg« der französischen Literatur, dessen sternförmige Kreuzungen den Seiten der Lehrbücher Glanz verleihen und dessen Wegweiser und Schrankenwärter Boileau, Fontenelle, La Harpe, Villemain, Nisard, Taine, Brunetière und Valéry heißen. Wurde er vor kurzem noch hie und da von ein paar majestätischen Rennwagen »ausgeliehen« (mehr kann man nicht sagen, ohne größte geistige Verwirrung zu stiften), läuft er jetzt vor unsern Augen in eine grasbedeckte Fährte aus, wo Robert Kemp sich für eine spärliche Anzahl ziemlich lächerlicher alter Karren in der Rolle eines Verkehrspolizisten versucht. Angesichts einer so trostlosen Blutarmut wird man den Verdacht nicht los, der Verkehr müsse irgendwo oberhalb infolge eines bizarren Unfalls unterbrochen worden sein: War es eine Mine? Eine Brücke vielleicht, die das ausdauernde Nagen jener Termiten zum Einsturz gebracht, mit denen Salvador Dali sich vor allem beschäftigt und die nur da zu sein scheinen, um dem Sprichwort: »Kleine Ursachen, große Wirkungen« eine humoristische Note zu geben? Genau! »Habt ihr in den Kloaken von Paris nicht die Grazie einer niedlichen Grille mit flinken Bewegungen bemerkt? Es gibt nur eins: Das war Maldoror.« Diese wichtige falsche Weichenstellung, warum soll man hier unter anderen – und vielleicht mehr als eine andere – nicht die Hand dessen wiederentdecken, der die große Entgleisung der modernen Literatur verursachte: nämlich Lautréamont.

Nach reiflicher Überlegung hatte eine vom Vorurteil bestimmte

Literatur diesen »Königsweg« für sich beansprucht. Am Anfang der Reihe dieser so vernünftigen Werke wird nicht ausgiebig genug betont, daß es eine Wahl gäbe (wobei es nicht an ihren Protagonisten lag, daß diese sich nicht endgültig durchsetzte), eine verstümmelnde Wahl – eine offen erklärte Nichtachtung der »kindischen Kehrseite der Dinge« –, eine Verneinung der Dialektik von Licht und Schatten. Bei den Verfechtern der vernünftigen Literatur gab es einen Akzent, den man nicht anders als leidenschaftlich bezeichnen kann (wenn man mir das beifügt: »Liebt also die Vernunft« zitiert, fällt mir daran nicht so sehr der falsche Ton des Scheinheiligen auf, sondern dieser kategorische Imperativ, der das Recht für sich beansprucht, auf Beweisführung zu verzichten), einen Akzent, der auf der diskursiv erfaßbaren Gestaltung der Welt liegt und der, wie Jules Monnerot unterstreichen würde, hochgradig durch eine willkürliche *Valorisierung* charakterisiert ist, gebilligt von solchen Wesen, die sich für die prekäre Situation des »von Raum und Zeit abhängigen menschlichen Daseins« zweifellos weniger empfänglich zeigten, als dies zu irgendeinem andern Zeitpunkt in der Geschichte der Fall war.

So wurde in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts – dank dem, was vielleicht zu Unrecht dem Einfluß der Kartesianischen Philosophie zugeschrieben wird – einer der tiefsten Risse in der französischen Literatur verursacht. Es ist merkwürdig – bei dem Abstand, den man heute, ihnen zum Trotz, doch unweigerlich dazu haben muß –, wenn man sieht, wie ausgesprochen unehrlich die offiziellen Historiker drangehen, hinsichtlich dieser gefährlichen Wendung alle Perspektiven zu verfälschen. Ganze in hohem Maße irrationale Jahrhunderte mittelalterlicher Literatur behandeln sie so, als existierten diese gar nicht, und alles wird aufgeboten, selbst mit schamlos plumpen Mitteln (man denke nur an den Mißstand auf dem Gebiet der Studien zur Literatur des Mittelalters in Frankreich), um zugunsten der Aufklärungsperiode eine entscheidende Gleichgewichtsverschiebung vorzunehmen.

Doch das Band der Zeit spult weiter ab, eine Epoche geht vor unsern Augen zu Ende, sie wird wohl trotzdem aufgefodert, »sich in Reih und Glied zu stellen« und, nicht ohne Zähneknirschen, zu beweisen, daß sie berechtigt ist, in die Geschichte aufgenommen zu werden. Rettet sich doch niemand für ewig vor dem fast immer unerwünschten Los des Mittelalters.

Die Bedeutungslosigkeit und Armut der lateinischen Literatur sind heute, trotz des hohen Alters, anscheinend keine ausreichten den Bürgen mehr für eine dem Untergang geweihte Tradition. Gegen die Kultur, gegen die Pädagogik, beide im Schatten dieser Aufklärungsliteratur entstanden, werden heute Angriffe von bestürzender Gewalt und Dreistigkeit laut. Dieser Tage machte Brice Parain in einer Wochenzeitung den Vorschlag, man möge die Schulreform in Frankreich damit beginnen, den Fuß auf den Kadaver des in drei Punkte gegliederten Aufsatzes zu setzen. Ein solcher Kreuzhackenschlag läßt auf schreckliche Risse in den lebhaften Werken einer wortgewaltigen und periodischen Literatur aus drei Jahrhunderten schließen. Man muß sich wohl überzeugen lassen und selbst Abstand nehmen: Nicht mehr das schlichte Phänotomen Barrès »entfernt sich« so kurz nach diesem Krieg, das große Jahrhundert mit seinem unterschiedlichen literarischen Gefolge »entfernt sich« von uns, und zwar mit höchster Geschwindigkeit und für lange Zeit. Dem nur äußerlichen und oberflächlichen Bruch mit der klassischen Tradition, den die Romantik nach allgemeiner Ansicht darstellt — man findet heute Gefallen daran, dies anzuerkennen —, steht, mit einem Jahrhundert Abstand, ein nicht so wort- und phrasenreicher Bruch gegenüber — diesmal aber ein *gründlicher*.

Mit der Vernunft in der Literatur kam zu gleicher Zeit auch das Handelsbürgertum auf, und es ist mehr als bloße Koinzidenz, wenn das Wort *raison* damals unversehens eine Nebenbedeutung erhielt und den Sinn von Handelsfirma annahm. Mit »livre de raison« konnte man in dieser stolzen Epoche wahlweise eine Sprichwörterammlung oder einen Kassenstand bezeichnen. Es ist

keine Rede davon, zu leugnen, daß diese systematische Verdrängung irrationaler Werte, historisch gesehen, einen Fortschritt darstellte, und zweifellos auch die einzige, weittragende Waffe war, die dem Bürgertum erlaubte, den religiösen Oskurantismus allmählich abzubauen, worauf seine Feinde nur warteten. Nichts kann hier eine marxistische Analyse ersetzen, deren Legitimität nicht anzuzweifeln ist. Die Bemerkung sei jedoch gestattet, daß die Aufklärungsepöche sich ihrer selbst, ihrer Möglichkeiten und Dauerhaftigkeit anscheinend bei weitem nicht so sicher ist, wie eine sie reflektierende Tradition glauben machen könnte, mit deren Hilfe man sich leidenschaftlich bemüht, uns davon zu überzeugen, daß jene ohne Risse sei. In Wirklichkeit scheint sie einem gleichmäßigen Pulsschlag unterworfen, wobei auf eine euphorische Diastole fast immer in typischer Weise eine ängstliche Systole folgt. Euphorische Diastole während des 16. Jahrhunderts in dem orgiastischen Ausbruch der Renaissance, wo sich übrigens so viele Elemente vermischten — Diastole abermals, die den größten Teil des 18. Jahrhunderts und seine charakteristische enzyklopädische Bewegung ausfüllte. Systole hingegen — eine von den letzten Möglichkeiten der »Aufklärung« beunruhigte Frage zeigt es auf — war das 17. Jahrhundert von Port-Royal, des Fénelon und der Madame Guyon — war das 19. Jahrhundert der falschen französischen Romantik und der weitaus aufwühlenderen deutschen —, es sind, vorläufig noch vorübergehende, Symptome eines Alarmzustandes. Diese Zeichen eines Vorwissens um den Rückschlag sind jedesmal von einer ohnmächtigen Rückkehr begleitet — und hier einer wirklich reaktionären — zu den verachteten Formen, die das Irrationale in der vorhergehenden Periode angenommen hatte. Als Symptom offenbaren sie damit trotzdem, daß der geistige Inhalt der französischen Zivilisation sich ständig in einem Zustand der Unausgeglichenheit befindet und daß das Drama seiner Literatur, getarnt zwar — aber eine wahrhaft theatralische Fassade sollte uns das nicht verbergen können —, seit drei Jahrhunderten das Drama des unglücklichen, des schimpflichen Irra-

tionalen ist. Während dreier Jahrhunderte hat sich die französische Dichtung nur um den Preis unentwegter Verstellung am Leben erhalten, hat sich vor der Vernichtung nur durch die listenreiche Mimikry gerettet, die beispielsweise die Verse Racines dazu verurteilt, sich nur äußerlich und nur um ein Haar von den Tiraïdes Voltaires zu unterscheiden. Beim Dichter handelt es sich darum, ehe er *sein* Wort sprechen kann, in gängiger Münze Tribut zu leisten, und zwar in ebenso wohlklingenden und überwertigen wie syllogistischen Alexandrinern, und das Recht auf ein paar wundervolle Verse im *Schäferkarren* [*Maison du Berger*] handelt sich ein Vigny immer noch gegen viele »Flaschen im Meer« ein. Die Haare lang und struppig, wodurch er für alle nützlichen Verwendungszwecke gekennzeichnet ist (es handelt sich darum, ihn sorgsam zu isolieren, rein äußerlich, bis in die Art sich zu kleiden und bis zu seinem Dachstübchen aus ihm einen »Asozialen« zu machen, ein Wesen am Rande der Gesellschaft, ein aseptisches Original, von dem keine Ansteckung droht), mit all diesen Attributen, die ihm den Spott der Bürger eintragen, ist der Dichter der Vernunftepoche der verschämte Sündenbock, dem mit faulen Witzen die kollektive Katharsis des Irrationalen übertragen wird. Gegen diese Zwangsjacke, in die man nach bürgerlicher Geflohenheit den Dichter unter dem zweideutigen Namen »Genie« (er weilt zwar, aber vor allen Dingen isoliert er) steckt, wird sich eines Tages die unerbittliche Forderung Lautréamonts aufbäumen: »Dichtung muß von allen geschaffen werden. Nicht von einem«, die Forderung, die bei ihm ein starkes Empfinden dafür verrät, daß das Irrationale seiner Tabus und seines unantastbaren Flitterwerks entledigt und erobert werden muß; daß es *gemeinsam* erobert werden und mit der sozialen Befreiung aller parallellaufen muß. »Das Zeitalter der Vernunft«, das im 16. Jahrhundert begünnt und sich nun anschiebt, zur Neige zu gehen, wird von unserm Nachfahren wohl eines Tages mit dem gleichen beklemmenden Gefühl des Unbehagens betrachtet werden, das der Ausdruck »Mittelalter« immerfort in uns hervorruft. Verstümmelt, wie sie

selbst im Werk der besten seiner Repräsentanten ist, ruft die Auffassung vom Menschen, die dieses Zeitalter uns zu vermitteln bestrebt ist, mit der alles und jedes erfassenden Pädagogik, die ihr aufgepfropft wird, dringend ein auffälliges orthopädisches Gerät zu Hilfe: die in drei Punkte gegliederten Aufsätze, die rhetorischen Arpeggios, die formalen Analysen, alles ebenso diffforme wie unnütze Techniken, die der kindlichen Vorstellungswelt lächerliche und sinnlose Dienste erweisen und deren verächtliche, aber entschlossen beibehaltene Verehrung später einmal als einer der Schandflecke unserer Epoche erscheinen wird.

Hinter diesen spektakulären Schwankungen, von denen wir gesprochen haben und die die offizielle historische Darstellung gegen Entgelt unaufhörlich in den Vordergrund der Szene rückt, zeigt sich indessen mit kurzen und leidenschaftlichen Ausschlägen weiterhin ein hartnäckiges Vertrauen in den Wert des Irrationalen. Die ausgehende Renaissance überläßt Luther die Zügel. Die »Gottesmenschen«, die Heiligen Cromwells, herrschen in London, die Hand auf einem Werk, das den *Gesängen des Maldoror* [*Les Chants de Maldoror*] an ungeahnter Frische und Kraft kaum nachsteht und das die Bibel heißt. Die Einsiedler von Port Royal, Verfasser von Werken über Logik und von wissenschaftlichen Untersuchungen zum Altgriechischen, mobilisieren am Ende auch noch die Massen von Paris — aber das über die religiösen Schwärmer von Saint-Médard. Mit einem Scheinbrand versehen Cagliostro, Saint-Germain, wie später auch Philippe und Rasputin, noch die letzten Zuckungen einer verkümmerten, dem Untergang geweihten Kaste. Heutzutage könnte man ebenso dazu auffordern, der entschiedenen Weigerung des kollektiven Unbewußten, eine Erfindung wie die der Atombombe aus einem von der Vernunft bestimmten Gesichtswinkel zu betrachten, ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen, einer Weigerung, die einen dunklen *Vergeltungsdrang* offenbart und gleichsam das Verlangen nach einer Hintertür, führte sie auch zum Schlimmsten. Jedes dieser wirren Phänomene läßt sich dem Grunde nach mehr oder

weniger leicht auf einen wirtschaftlichen Determinismus zurückführen. Das Unbehagen stammt von einem außergewöhnlichen Unsicherheitsfaktor, der jedesmal beim Übergang von der Ursache zum Phänomen in Erscheinung tritt. Und es wäre falsch, wollte man annehmen, das Phänomen, so wie es sich konkret manifestiert, habe selbst keinen bestimmenden Wert, stelle seinerseits keine zersetzende Macht dar. Was es in dieser ganzen Epoche an wirklich glaubwürdig revolutionärem gegeben hat, das hat, so scheint es, im Grunde nie den Vorteil erkannt, der darin bestanden hätte, die *dunklen Mächte* auf seine Seite zu ziehen. Diese haben stets unveränderlich zugunsten der Reaktionäre gewirkt, die kaum Skrupel kannten, für die Verteidigung einer von Anfang an verlorenen Sache alle Möglichkeiten auszuschlachten. In gewisser Weise kann man also sagen, daß die gesicherten Eliten, mit dem Schatz einer ganzen Kultur belastet, und die bewußtesten Revolutionäre sich seit drei Jahrhunderten stets zusammenfanden, um die gleiche Sprache zu sprechen (noch heutzutage frappiert an der Kakophonie der Presse am meisten die angestrengte Aufmerksamkeit — wie sie Schlafwandler dem strikten Aufrechtgehen zollen —, mit der Revolutionäre und Reaktionäre die *Sprache der Vernunft sprechen*. Das *große Spiel* ist vielleicht nie gespielt worden, weil sie sich irgendwie stillschweigend geeinigt haben. Die Gestalt Robespierres hat diese Ausstrahlungskraft ohnegleichen, weil er als einziger begriffen hat, daß man durch ein unvergleichlich kühnes Herumwerfen des Steuers »dem Guten wieder zuschreiben« müsse, was Jahrhunderte schrecklicher Kämpfe dem Bösen zugeschrieben hatten, ohne es jedoch zunichte machen zu können. Nach Robespierres Willen sollte aus der Revolution, wie er sie erträumte, der ganze Mensch hervorgehen, mit Sack und Pack, er sollte sich durch sie steigern und *nach allen Richtungen* entwickeln können, müßte man ihm als provisorisches Spielzeug auch einen Gott belassen, dem die Menschen des Jahres 1793 ohnehin die giftigen Hakenzähne geschickt auszureißen verstanden.

Diese große, so tragisch unterbrochene Lektion scheint nicht alle Früchte, die man von ihr hätte erwarten können, getragen zu haben. Der Eindruck bleibt, daß die Revolutionäre erneut, fasziniert vom Gebrauch der Handwerkszeuge für eine *tiefergründige* Geschichtsauffassung, die das 19. Jahrhundert ihnen mit Marx hinterließ, zu oft zu ihrem Vorteil die empirische Kontrolle gewisser unmittelbarer Antriebskräfte der Geschichte vernachlässigten, die sich unglücklicherweise plötzlich (man denke nur an den Umsturz von 1933) als *Explosivkräfte* zu erkennen gaben. Vielleicht ist es bedauerlich, daß bei den vielen Pfeilen, die heute von allen Seiten auf einen summarischen Rationalismus herabregnen, die revolutionären Parteien sich bemüßigt fühlen, ihre Schilde hochzuhalten. Abermals wurde der Mensch aufgefordert, einen durchaus verlockenden Teil seiner Selbst zurückzunehmen (mehr zu fordern wäre vergeblich), um durch die enge Pforte der proletarischen Revolution zu gelangen. Diese Forderung, die — es hätte keinen Zweck, das zu leugnen — einen geheimen Druck auf das Unbehagen in der Gegenwartsliteratur ausübt und die von dem Bedürfnis nach Aktivität diktiert zu werden scheint, besteht nicht ohne mancherlei Reaktionen, einschließlich derjenigen, die bestrebt ist, sogar ihre Legitimität anzuzweifeln. Es ist die Frage, ob eine eroberungslustige revolutionäre Bewegung nicht verpflichtet sei, sich *alle* Geschosse aufzupacken, die sie auf ihrem Weg findet, und ob sie nicht eines Tages für alles, was sie versäume, ob sie es nun unterschätze oder ob es sie verdroß, wird zahlen müssen. Von derartigen (und bedenklischen) Versäumnissen könnte indirekt der wahnsinnige und so bestürzende Ausbruch des Hitlerismus zeugen, für den von revolutionärer Seite eine erschöpfende Erklärung noch aussteht. Auf die wirtschaftlichen Ursachen wird natürlich hingewiesen, sie sind aber weit davon entfernt, dem Phänomen in seiner Gewalttätigkeit und Eigenart beizukommen. Bleibt zu sagen, daß der Hitlerismus, es ist noch gefährlicher als sinnlos, davor die Augen zu verschließen, die große Masse der Deutschen jahrelang galvanisiert hat und

daß wir hier etwas vor uns haben — ausdrücklich sei betont, daß man sich allzu leicht damit abfindet —, was wohl der Skandal der Skandale genannt werden muß: Das Weltproletariat war gezwungen, angewidert die Faust gegen die Gesamtheit der deutschen Arbeiterklasse zu heben. Die Indeterminationsspanne, in der rein affektive und absolut »irrational« Phänomene — und darum handelt es sich hier — zum Durchbruch kommen, ist anscheinend zu groß. (Es ist selbstverständlich, daß man sich gegen jede — geschmacklose — Andeutung, hier läge ein »spezifisch deutsches Phänomen« vor, sofort sträubt.) Mit einer Schärfe und Dringlichkeit, von denen man, das muß wohl gesagt werden, bis dahin keine Ahnung hatte, stellt der Hitlerismus das Problem des *Übergangs* vom wirtschaftlichen Substrat zu einer motorischen Bewußtseinsform dar. Die überschnelle Steigerung der destruktiven Kräfte, wie sie die moderne Technik einer paroxystischen Bewegung hitlerischer Prägung — handelte es sich dabei auch nur um einen kurzen Schub — ermöglicht, legt den Gedanken nahe, daß die Lösung eines solchen Problems nicht mehr lange hinausgeschoben werden kann. Zwischen den beiden Definitionen: »Der Mensch, das vernunftbegabte Wesen« und »Der Mensch, dieser definitive Träumer«*, die beide gleichermaßen und nebeneinander Gültigkeit besitzen, soll kein Kompromiß gefunden werden, darum geht es nicht. Auch nicht darum, daß, wegen der endgültigen *Vernichtung*, deren Ausmaß wir heute nach einem schrecklich konkreten Plan vorausberechnen können, eine Kollision vermieden wird. Es geht nicht mehr um die vergebliche Hoffnung (in der sich drei Jahrhunderte in einem von somnambulen Krisen gestörten Schlaf gewiegt haben) auf eine endgültige Unterwerfung des Irrationalen durch das Rationale — sondern um die Einschaltung eines neuen Faktors, der eins wie das andere absorbiert — eines neuen Faktors, der auch einen neuen *Menschen* schafft, bei dem man von vornherein fest davon überzeugt sein

* André Breton, *Manifeste du surréalisme*.

müßte, daß es seine Bestimmung sei, ebenfalls eingereiht zu werden, und zwar nirgendwo anders als in die historische Abfolge. Wohl erst im Licht einer geschichtlichen Betrachtung dieser Art kann man ein Werk aus den letzten Jahren des zweiten französischen Kaiserreichs richtig einschätzen, welches so unerwartet erschien, daß man zunächst lieber keine Notiz davon nahm: die *Gesänge des Maldoror*. Wer sich vornimmt, es gelassen zu lesen (seine Zeitgenossen versuchten das vergeblich — zweifelsohne bedurfte es dafür eines größeren Abstandes), dem zeigt sich dieses Buch wie aus einem Guß, schroff und überaus kraftvoll, und mit seinem rhythmischen Geysir-Aufwallen gibt es hinlänglich zu erkennen, aus welchen unterirdischen, ewig lange zurückgehaltenen Wassern dieser unerschöpfliche Ausbruch sich zu nähren verstand. Ohne Zweifel gibt es in der französischen Literatur — um den Versuch zu machen, eine abgenutzte Metapher wieder ein wenig aufzufrischen — keine Manifestation, die einem Vulkan ähnlicher wäre als dieser einem unterirdischen, weißglühenden Magma entrissene Strophenströmung, und dem, um den Vergleich abzurunden, nichts mangelt — weder die langen Jahre scheinbarer Untätigkeit, noch das kündende Grollen, noch die brutale Plötzlichkeit des Ereignisses selbst. Ohne einer genialen Manifestation in ihrer unmittelbaren Einzigartigkeit Abbruch tun zu wollen, läßt sich nicht verhehlen, daß die explosive Gewalt Lautréamonts das jäh materialisierte Gegenbild eines Jahrhunderts währenden heuchlerischen und anhaltenden Druckes ist. Unter hundert andern literarischen Werken, die in ihren Vorzügen allzuoft an Zweitrangiges oder an individuelle Originalität gebunden sind, gewinnt sein Buch von daher (mit vollem Recht ist auf das »außergewöhnliche Zurücktreten Lautréamonts hinter sein Werk«* bereits aufmerksam gemacht worden) den einmaligen Wert einer geistigen Zeugenaussage. Er ist eine Stimme, die Zeugnis ablegt. Im Namen eines geächteten Königsgeschlechtes stellt er seine

* André Breton, *Nadja*.

Forderungen. Um in dessen Namen zu sprechen, findet er diesen einmalig herben Ton getarnter, höhnischer Rächer, wie sie nach Jahren schlechten Gewissens aufzutreten pflegen, und auch die ganz bestimmte Art seines Humors, der zu den sichersten Bestandteilen seines Werkes gehört, kann uns da nicht täuschen. Ich glaube nicht, daß Lautréamont überschätzt wird (die *Dichtungen* [Poésies], in denen er bemüht ist, sich selbst so genau wie möglich darzustellen, sind übrigens ein deutlicher Gegenbeweis), wenn ich am Himmel des »furchtbaren Jahres« die Bahn dieses unbegreiflich verwirrenden Meteors betrachte. Die *Gesänge des Maldoror* sind kein Blitz aus heiterem Himmel. Sie stellen eine Flut ätzender Enthüllungen dar, die ein drei Jahrhunderte währendes schlechtes Gewissen in der Literatur nährte. Sie kommen gerade zur rechten Zeit, um ein sehr ernstes Mißverhältnis in unserer Literatur zu korrigieren, und man kann nur darüber staunen, wie die ungeheuer positive Bedeutung dessen, was Lautréamont eingebracht hat, so lange verkannt werden konnte, eines Beitrages, der aus einer Lawine von Rohmaterialien besteht, eines dem über und über glänzend von Edelmetall, das bisher im Boden lag, Materialien, die geeignet sind, daraus den ganzen *Menschen* zu schaffen. Das verleiht Lautréamont etwas überaus Belebendes und Regenerierendes: Er ist – versuchen wir den Jargon der akademischen Literaturkritik neu zu entfachen, die sich vornehmlich damit beschäftigt, selbst noch an Hand seiner Sprachvergewaltigungen seine lähmende Wirkung nachzuweisen –, er ist also wirklich eine *Quelle*, eine aus tiefliegenden Wassern gespeiste Quelle.

Dem völlig Unvoreingenommenen bleibt die Ursprünglichkeit der *Gesänge des Maldoror* nicht verborgen: Die Zeitgenossen wurden von ihr im wahrsten Sinne des Wortes geblendet. Man wünschte sich, die heutige Kritik würde sich mehr mit ihr auseinandersetzen. Eine schon an bestimmten Äußerlichkeiten erkennbare Ähnlichkeit verbindet die *Gesänge des Maldoror* mit den »schwarzen Romanen«, die Ende des 18. Jahrhunderts sehr

beliebt waren. Es ist wohl kaum anzuzweifeln, daß Lautréamont sie gelesen hat und daß eine ganze Anzahl davon in der Bibliothek seines Vaters in Montevideo stand. Wir haben da einen präkären, aber höchst aufschlußreichen Vergleichspunkt vor uns.

Mit der nahenden Revolutionskatastrophe zeigt sich am Ende des 18. Jahrhunderts zum erstenmal seit zweihundert Jahren ein günstiger Zeitpunkt für eine gründliche geistige Erschütterung. Alles geht in der Tat so vonstatten, als ob eine lange Periode politischer Stabilität und, um genau zu sein, einer verlängerten sozialen Winterzeit gleichsam an der Oberfläche des kollektiven Unbewußten die Bildung einer glatten, stark reflektierenden Eisschicht gefördert hätte, durch welche die tiefen Schichten allmählich an jeglicher Wechselbeziehung mit der Außenwelt gehindert worden wären. Die Vervollkommenung der Ausdrucksmittel (gemeint ist die so bewunderte »Sprache« des 18. Jahrhunderts), die für solche Epochen charakteristisch ist, stellt ein ziemlich gutes Abbild der Reflexionskraft dieser dünnen Panzerschicht dar, die sich auf Kosten der Absorptionsmöglichkeit entwickelte und geeignet war, bewundernswerte Lichtspiele zu bewirken, die aber auch von den molekularen Mutationen, die sich dunkel in der Tiefe vollzogen, ablenkten. Im Rahmen eines solchen Vergleiches ist es verständlich, daß der Revolutionssturm so etwas wie einen *Eisbruch* herbeiführen mußte – mit all seinen Begleiterscheinungen, deren bezeichnendste, wie man weiß, eine jähe Sauerstoffimprägnation bis in tiefste Bereiche ist –, einen Eisbruch, dem es zu danken ist, daß die bis zur Erstarrung unter der Eisschicht zurückgehaltenen Organismen neue Lebenskraft für eine beschleunigte Entwicklung wiedererlangen.

Die eigentliche historische Leistung des »schwarzen Romans« ist also anscheinend, daß er nach Art eines unmittelbaren Symptoms, noch vor jeder politischen Erschütterung, die ersten Sprünge einer seit zwei Jahrhunderten erstarrten Eisschicht begleitet. Die Ängste der Vorfäter breiten sich wieder aus, beunruhigende Schatten geistern durch die Tiefen, ein völlig embryonaler Lebensbereich,

der dem Auge nicht mehr zugänglich war, sucht sich Geltung zu verschaffen. Phantome und Gespenster schleichen aus der Kulisse und *infernale* Naturkräfte werden wach, die nicht mehr der christlichen Hölle zugehören, der jetzt alle Kraft genommen ist, die Phantasie wuchern zu lassen, die aber direkt der Unterwelt entstammen, mit der wieder ein wechselseitiger Kontakt aufgenommen wird. Es ist jedoch wichtig, hier hervorzuheben, daß diese neu belebenden Veränderungen sich mit großer Schüchternheit vollziehen. Was in den »schwarzen Romanen« zur Darstellung gelangt, ist nur eine schüchterne Osmose und kein stetiger Austausch zwischen der »normalen« und der andern Welt. Die Boten aus dem »Jenseits«, das übrigens immer noch leicht christlich gefärbt ist, können wohl hie und da den Gang der realen Welt beeinflussen (wo im ganzen gesehen alles recht gut weiterläuft): ich weiß nicht, welche durchscheinende und unmöglich zu durchdringende Membrane uns heute immer noch davon trennt — an der (für die »schwarzen Romane« so charakteristischen) Darstellung des Gespenstes ist ihr begrenzter Einfluß ziemlich genau zu ermessen. Das nur indirekte Wirken dieses Gespenstes, die ritualen Interdikte, die ihm Fesseln anlegen, die bizarrsten Beschränkungen, die seine Beständigkeit und sein Aktionsvermögen belasten, die lächerlich bequemen Bannflüche, die es treffen, das alles zeigt schließlich nur, wie jede Intervention der irrationalen Kräfte im praktischen Leben zum Scheitern verurteilt ist. Die andere Welt, die hier zum erstenmal eine grobe Gestaltung erfährt, wird immer nur *gestreift*: Sie bewegt sich am Rande der unsrigen, im Schlepptau der unsrigen, der gegenüber sie meist die passive Haltung resignierten, demütigen Flehens und nutzloser Prophezeiung annimmt. Der »schwarze Roman«, Vorläufer (und als solcher von Wert) einer gründlichen Gärung im geistigen Bereich stellt für uns heute kaum mehr als einen Kompromiß ziemlich geringer Qualität dar. Hier liegt die gleiche statische und übermäßig passive Konzeption der unteren Welt vor, wie sie wenig später auch in den Werken und Traumbereichen von de

Quincey durchscheint. Es handelt sich um eine Welt, die man gleichsam *durchs Fenster*, mit bequem geteilter Aufmerksamkeit, betrachtet (der Standort, den sich auch Anne Radcliffe für ihre Visionen wählt). Ein ganzer Teil des geistigen Lebens — schon »anerkannt« — bleibt bewußt in die Außenbezirke verbannt.

Bei Lautréamont haben wir die entgegengesetzte Perspektive. Gaston Bachelard* gebührt großer Dank dafür, daß er (meines Wissens als erster) den ungewöhnlich aggressiven Charakter der Monstren hervorgehoben hat, welche die *Gesänge des Maldoror* bevölkern. Das ist ein wahrhaft animalischer *Herrschaftsbereich* voll tobender Lebenskraft, eine gierige, eroberungswütige Tierwelt, immer auf dem Sprung, gleichsam die Pranke zu heben. Es ist klar, daß die ausdrückliche Bevorzugung des Tierreichs auf dem Gebiet konkreter Darstellung bei Lautréamont eine geheime Tendenz verrät (vor kurzem ist ein Versuch gemacht worden, sie zu analysieren), aber es ist ebenfalls klar, daß diese Monstren sich seinerwegen nicht rücksichtsvoll auf eine symbolische Rolle geistiger Läuterung hätten beschränken können, daß sie im Gegenteil jeden Augenblick von Lautréamont zu *Hilfe* gerufen werden. Auf konkreter Ebene zu intervenieren, und zwar durchgehend in der überzeugenden Form von Verwüstungen im Leben Mervyns, Lombanos, Reginalds oder Aghones, ist ihnen ebenso natürlich wie zu atmen. Das diskrete Augenzwinkern einer Welt, die sich am Rande einer andern und parallel zu ihr bewegt, räumt so dem Begriff einer Welt, die in *unmittelbarem Kontakt* mit der unteren steht, den Platz ein — beide sind jetzt einem konstanten Rhythmus unterworfen, der einen natürlichen Austausch zwischen ihnen ermöglicht. Seit Lautréamont kann ein ungehinderter Verkehr zwischen beiden stattfinden, und zwar in *jeder Richtung*. Besonders typisch für das Verlangen nach Durchdringung und Umwälzung erweist sich die Vorliebe, die Lautréamont sein ganzes Buch hindurch für die überaus charakteristische Ver-

* Gaston Bachelard, *Lautréamont* (Verlag José Corti, 1939).

wendung der *Transsubstantiation* zeigt. Maldoror wird Adler, Taschenkrebis, Geier, Grille, Seepolyp und Hai — das Haar ergreift das Wort — die Lampe schwimmt oder fliegt mit Engelsflügeln. Das zuverlässigste Merkmal dieser unbeständigen Wesen und ihrer tiefer Sinn liegen zweifellos darin, die Möglichkeit eines *amphibischen* Daseins aufzuzeigen — das Lautréamont mit seiner ganzen genialen Begabung zu legitimieren sich bemüht —, in dem der Sauerstoff unaufhörlich aus zwei Gewässern entnommen wird: aus dem freien Bereich harmloser Träume und aus der Möglichkeit eines beängstigenden *Durchbruchs* in die Welt, in der wir uns so gut eingerichtet haben. Der Übergang vom Phantom zum Monstrum ist hier also dank einer vorbildlichen Übertragung der Lebenskraft verwirklicht worden. Es besteht kaum ein Zweifel, daß die instinktive Tierhaftigkeit im Werk Lautréamonts den Willen des Irrationalen vergegenständlicht, auf konkreter Ebene direkt zu intervenieren. Die ganze weithin unbestimmte Kurve des Buches zielt übrigens darauf ab, nach Art eines Laborexperimentes einen brutalen Zusammenstoß dieser aggressiven Wesen mit der Gesellschaft und ihrer Urzelle, der Familie, zu provozieren: und das ist wohl der Sinn der letzten Episode, die bewußt demonstrativ gestaltet ist: die Entführung Mervyns.

Dem nachzuforschen, was diesen schrankenlosen Befreiungswillen nährt, wäre höchst interessant. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren (Lautréamont selbst gibt uns diese Richtung ganz klar an), daß die wahnsinnige Aggressivität, in die diese Monstren entbunden sind, ein Ressentiment von beispielloser Kälte und Grausamkeit offenbart. Ganz mit Recht entdeckt Bachelard darin das Zeichen eines *Ressentiments der Jugendjahre*. So kümmerlich im Detail die erschienenen Biographien über Lautréamont uns auch vorkommen mögen, wenn man sie liest, verstärkt sich die Überzeugung, daß ein Ereignis: der erzwungene Aufenthalt in einem Internat, einen unauslöschlichen Eindruck bei diesem sehr jung gestorbenen Geschöpf hinterlassen hat und daß Lautréamont das, was man wohl mit Internatstragödie bezeichnen kann,

unter besonders harten und qualvollen Bedingungen ausgekostet hat. Von direkten Hinweisen auf seinen Lebenskreis und auf die Kulgegenstände der Schule wuchert es in den *Gesängen des Maldoror* (die »gestrenge Mathematik« — »der Schüler, der den zum Unterdrücker Geborenen schief ansieht« — die Anrufungen Dazets, seines Schulkameraden, die in der Erstaube enthalten sind und die Lautréamont in bezeichnender Verschleierungsabsicht später gestrichen hat*). Meiner Ansicht nach handelt es sich da, gerade während der Entwicklungszeit seines Genies, um einen unbestreitbaren Einfluß, dessen Druck nicht nur er als so quälend empfunden hat. Höchstens ist er bei Lautréamont verzehnfacht worden durch den Lichthof innerster Vereinsamung, in den die Internen verwiesen sind, die aus dem Ausland oder aus den Kolonien stammen, diejenigen also, auf denen der Fluch der freudlosen Sonn- und Feiertage lastet und, schlimmer noch, der zwangsläufige »Ferien«-Aufenthalt im Internat.

Der angeborne fürstliche Widerwille gegen jede vernunftgemäße Ordnung ist ein Erbeil des absolut anarchischen Kindes, und es ist zumindest sonderbar, wenn man feststellt, daß das Einsperren in Internate — die physische Bedingung für ein zweckmäßiges Abrichten, dem das Kind bis auf den heutigen Tag unter dem Ein-

* Vornehmlich die ganz deutliche Stelle, auf die Bachelard verweist: »Wenn der Internatszögling durch Jahre, die ihm wie Ewigkeiten erscheinen, von morgens bis abends und von abends bis zum nächsten Tag unter der Herrschaft eines Parias der Zivilisation steht, der ihn ständig überwachet, fühlt er die tobende Flut eines mächtigen Zorns in sich aufsteigen, der ihm das Hirn vernebelt, bis er meint, der Kopf müsse ihm zerspringen. Von dem Augenblick an, wo er in dieses Gefängnis geworfen wurde, bis zu dem nahenden, da er hier wieder hinauskommt, wird er gelb von den vielen Aufregungen, es bilden sich Querfalten auf seiner Stirn, und seine Augen liegen tief in den Höhlen. Nachts denkt er nach, weil er nicht schlafen mag. Tags schwingt er sich in Gedanken über die Mauern dieses Sitzes der Verdummung, bis zu dem Zeitpunkt, wo er entweder durchgeht oder wie ein Pestkranker aus diesem ewigen Kloster hinausgeworfen wird: das ist wohl begreiflich. Ein Grab zu schaulern übersteigt oft die Kräfte der Natur.« (S. 152)

fluß eines Systems ausgesetzt ist, dem Willkür schon bescheinigt wurde —, daß dieses Einsperren in Internate eben dem 16. Jahrhundert entstammt, das auch die reine Vernunft hervorgebracht hat. Seit vier Jahrhunderten hat das zur Folge, daß die Kinder ganz geschickt mit einem »Trauma der Erziehung« belastet werden — je frischer und ursprünglicher ihre Natur, desto gewaltsamer —, das dem der Geburt an Bedeutung in nichts nachsteht, dessen Folgen sich aber als weitaus schwerer erweisen. Beklemmende Geringschätzung und maßlose Verachtung, die aber wegen der Jugend der geduldigen Leidenden keinen adäquaten Ausdruck finden, sind die übliche Reaktion bei den begabtesten Schülern aus dem Internatsmilieu. Man erkennt die Absurdität dieses vorfabrizierten Lebens und empfindet sie mit einer Gewalt, der in diesen Mauern nun nichts mehr gleichkommt, und die Offenbarung der skandalösen Diskrepanz zwischen den aufgelegten Lebensbedingungen und einem Geist, der sich noch nicht bereit fand, auf seine Unmündigkeiten zu verzichten, führt zu dem brennenden Gefühl, »das wahre Leben sei anderswo«. Der »Kindheits«- oder Jugendroman — er gehört zu den bizarrsten literarischen Gattungen, und man kann nicht oft genug darauf hinweisen, wie sehr er im Geiste mit einer Zivilisation verwandt ist, auf deren Akären die rationalistische Zuchttrute liegt —, er veranschaulicht in unserer Epoche die unüberwindliche Sehnsucht nach einer Verheißung, der durch unsere Schuld die Erfüllung versagt ist. In Form eines Paradieses, von dem ausdrücklich betont wird, daß es auf jeden Fall verloren sei, hat man ein lächerliches Gegenmittel gefunden, wonach aber auf grausame Weise das Bedürfnis geweckt wird, und zwar durch eine zweckmäßige Erziehung, die dazu dient, aus dem Individuum ein ewig zerrissenes und unharmonisches Wesen zu machen, für das es keinen Ausweg gibt und das sich vor dem Richterstuhl der Vernunft seiner natürlichen Anlagen immer zu schämen hat. Unter diesem Gesichtswinkel fängt man an, das erstaunlich beschleunigte Heranreifen bestimmter aufässiger, besonders unerschrockener

Geister (Rimbaud, Lautréamont und Jarry) aufmerksamer zu betrachten. Die Frühreife, die ihnen allen gemeinsam ist, und zwar zu einer Zeit, in der man die Schulbank kaum verlassen hat, ist nicht das Ergebnis reinen Zufalls: Mit ihren absurden Einsperrmethoden bestimmt die Gesellschaft selbst das Alter von zwanzig Jahren als den Zeitpunkt, da jene, welche die Dressur überlebt haben, ihre Stimme erheben können — um mit einem Aufschrei Zeugnis abzulegen, ehe es zu spät ist.

Hier muß unterstrichen werden, wie suspekt dagegen die Aussage einiger Schriftsteller wirkt, die sich anscheinend bewußt der mediokrinen Aufgabe zugewandt haben, die Gitter des Käfigs im Nachhinein zu vergolden. Alain Fournier, der sich selbstgefällig die Stirn mit Kompressen kühlt, die er mit dem abgestandenen Wasser seiner geweihten Erinnerungen feuchthält, zeichnet sich heute unbestreitbar als ihr Flügelmann aus. Man kan nicht umhin anzumerken, sollte es manche gute Seele auch schockieren, daß es sich bei ihm um die fragwürdige Zeugenaussage eines Lehrersohnes handelt und daß bei Lautréamont, Jarry und Rimbaud (diesem Internen ehrenhalber aus einer gräßlich spießigen Familie) ein zerstörerisches Ressentiment gleichsam Rathe übt an den verfluchten Stätten (Charleville und Rennes), wo ihre Jugend in Ketten lag. Etwas von diesem tragischen Appell an den erhofften, Erfüllung verheißenden Zerstörer, das uns in der Musik von Kurt Weill ergriff (*Die Seeräuber-Jenny*), klingt bereits in den Versen und der Prosa Rimbauds an, und es ist zumindest müßig, daran zu erinnern, wo die Wurzeln von König Ubu [*Ubu Roi*] stecken, sie liegen heute vor aller Augen. Man könnte hier auch Flaubert als Zeugen benennen. Die Mauern der Internate züchten Tausende solcher verzehrenden, geheimnisvollen und durch nichts zu versöhnenden Ressentiments, die mit glühendem Eisen ein ganzes Leben brandmarken können. Und wenn, was ich glaube, das der Kindheit zugefügte gnadenlose Unrecht ein paar großartige Seiten des *Maldoror* beseelt (meiner Ansicht nach beispielsweise die Omnibus-Episode), so ist es gut, daß die Gesell-

schaft, die als erstes »die besten ihrer Söhne« (auf alle Fälle sind es die begabtesten) einer solchen Qual aussetzt, wenigstens einmal durch die Hand von Ducasse einen *Vergeltungsschlag*, und zwar mitten ins Gesicht, erhalten hat, den sie zweifellos verdiente.

Meiner Ansicht nach hat vor allem dieses abgeschiedene Gefängnisleben, diese Internats-Freimaurerei der Kinder- und Jugendjahre den *Gesängen* einen ihrer verwirrendsten Aspekte aufgepfropft: den besonderen Humor und damit die *lähmende Wirkung*, die, wie bei keinem andern, von Lautréamonts doppelbödigem Art ausgeht, den Leser mit einem nervösen, überaus lästigen Lachen zu quälen und ihn auf gewisse Weise zu terrorisieren. Dieser Humor (er ist eng an die derzeit vorherrschende Denkart gebunden und wahrscheinlich im Laufe der Jahre zu merkwürdigen Transmutationen fähig) scheint sich sehr oft der ungewöhnlichen Phänomene jähher *Riesengröße* zu bedienen, was in den *Gesängen* mit zwei berühmten Episoden ganz deutlich belegt werden kann: mit dem Haar von der Größe eines Menschen und mit den Läusebergen (es sei bemerkt, daß Haare gemeinhin dem Bereich angehören, dem man am liebsten konkrete Beispiele für das besonders Kleine entnimmt). Diese Phänomene stehen mit der im Grunde keineswegs komischen Tendenz in Zusammenhang, dem Unterdrückten selbst mit den harmlosesten Gegenständen endlos Waffen in die Hand zu geben, um sämtliche Gesetze umstoßen zu können und auf den Unterdrückten buchstäblich *Tische zu stürzen* *. Eine ergreifende Szene im *Andalusischen Hund* entlarvt die im Grunde nicht sehr beruhigende Seite dieser naiven Übertreibung, wenn in den verkrampten Fäusten des bestraften Schütlers – während er zusätzlich um sie herum das Laub eines Parks wuchern läßt, der sich für ein Duell eignet – plötzlich zwei Revolver aufblitzen. Es handelt sich hier um eine

* In *König Ubu* liegt dagegen wohl eine eher masochistische Übertragung dieser Fähigkeit zur Riesengröße an den »Barbaren«, an den Feind vor.

zeitlose galvanische Transposition des Leitmotivs der Kindheit: »Wenn ich größer bin«, die mit nervösem Lachen nicht abreagiert wird und die zum Nachdenken zwingt. Sie reißt uns mitten hinein in die in engem Gewahrsam gehaltene Kinderwelt, in der es jederzeit zur Explosion kommen kann.

Eine lebhaft, lächerlich und zügellos wirkende Ungebärdigkeit; die ständige Versuchung, mit absurden Handlungen und possenhaften Verunstaltungen »über die Stränge zu schlagen«; die Bildung kollektiver, fast immer merkwürdig ambivalenter Mythen (sie pendeln zwischen Gelächter und Schrecken hin und her: Ubu liegt auf der Linie dieser unergründlichen Lust), wofür, aus einem bestimmten Gesichtswinkel betrachtet, die *Gesänge des Maldoror* eine geniale Transposition darstellen (Lautréamont betont mit Vergnügen, daß er die »kindliche Kehrseite der Dinge« besinge: was anscheinend wortwörtlich gemeint ist); der Wille, zur eigenen Unterstützung alle naiven Ungeheuer zu beschwören: dies alles ist in den Internaten nichts anderes als eine Verteidigungshaltung der integersten Charaktere und kann in extremen Fällen, zusammenwirkend, fast zu einer Lebenseinstellung werden, die sich unerbitlich gegen ihre Umgebung auflehnt und deren Wurzeln zum Teil in Alpträumen und einer bis zum Wahnsinn getriebenen Überreizung liegen, die man aber völlig falsch beurteilen würde, wollte man ihre lächerlichen, absurden oder fraglos bössartigen Aspekte in der Art der »Erwachsenen« oder der Studienpräferenzen von der Umwelt isolieren. Ich scherze? Ich erinnere mich noch sehr genau an das Internat des Gymnasiums in Nantes um 1920 herum. Ein etwas verrückter Wind, wie mir immer schien (aber ich war damals noch sehr jung!), wehte seit Kriegsende über dieser merkwürdigen Stadt, in der sich zwei Jahre zuvor Jacques Vaché aus bekannten Gründen umgebracht hatte. Einige Jahre später, bei dem Skandal von »La Close« (eine Art Party, auf der die spanische Fliege, die Sade so teuer war, eine Rolle spielte, und wo ein Teil der guten Gesellschaft von Nantes in Verruf kam, denn ein Taxifahrer schlug Alarm, als er gegen zwei Uhr früh

nackte Frauen über eine der Hauptverkehrsstraßen laufen sah), damals also waren diese Temperaturverhältnisse besonders stark spürbar und gewiß nicht ohne Einfluß auf den erstaunlichen Aufbruch, zu dem es in der Internenabteilung unter dem Bleidach kam. Jede Nacht Hexensabbat auf dem Dachboden, wohin sich die aus dem Schlafsaal Entflohenen ängstlich, aber im Hochgefühl, gegen Mitternacht bei völliger Dunkelheit aufmachten, nicht zu beschreibende Hemden schwenkten, Ölsardinen als Festschmaus verspeisten und aus Übermut die Zisterne verschmutzten, aus der die Küchen versorgt wurden, und dann darin badeten – ein wahnsinniger Lärm von Fäusten, die auf Holzbeschläge einhämerten, ich habe ihn heute noch im Ohr, zog sich eines nachts von zehn bis vier Uhr morgens hin, während der Aufseher stieren Blickes und völlig übermüdet den Hauptgang wie ein Mondstüchtiger mit langen, mechanischen Schritten auf und ab ging, und zwar mit einem verbissenen Grimm, für den es in der Welt der Erwachsenen kaum ein Beispiel gibt. Glassplitter eines Lampenzylinders im Bett des eben Genannten, nicht ohne daß sich auch Petroleum auf das Bettzeug »in Bitterkeit ergoß«; eine (richtige) Höllenmaschine im Papierkorb des Repetitors, der, vom Morgenwein gezähmt und vom Schlaf der Gerechten übermannt, in der Studierstube schnarchte, während der Tafellappen wie eine Fahne auf Halbmast aus seiner Rocktasche hing und der ganze Studiersaal aufrechtstehend die *Internationale* grölte. Nach dem Selbstmord eines kokainsüchtigen Studienaufsehers ethängten sich der Repetitor und dessen Frau (es wirkte ansteckend). Der Sohn eines reichen Gerbers, vom häufigen Besuch geschlossener Häuser (mit sechzehn Jahren) völlig verdummt, weihte mich mit schweren Lidern in die Schönheiten von »Rolla« ein. Von der Schule Verwiesene ohrfeigten mit lautem Klatschen das Verwaltungspersonal ohne jede Hemmung auf den Gängen. Sonntags »entliehen« sich Interne mit Ausgang ohne große Formalitäten auf der Straße abgestellte Wagen und machten eine Landpartie. Andere, mit lebenslänglichem Ausgangsverbot, »reisten«

mit einer Bahnsteigkarte in der Tasche während der Spaziergänge ab und wurden zweihundert Kilometer entfernt wieder aufgegriffen. Die Preisverteilung wurde zur Apotheose, denn während sich die »Besten« der Schule zur üblichen Feierstunde im Grand Théâtre versammelt hatten, brachen geschickte Hände im offenen Kampf das Büro des Direktors auf, während Betten, die aus dem Schlafsaal im zweiten Stock stammten, dutzendweise zerschmettert auf dem Hofpflaster landeten. Diesmal bekam das Direktorat nun schließlich doch Angst. Ich sah mir Vigos Film *Bettrogen ungenügend* [*Zéro de conduite*] an und kehrte nach Hause zurück.

Wie soll jemand, der dem nicht selbst ausgesetzt war, nachempfinden, mit welcher febriler Intensität diese in ein apokalyptisches Licht getauchten Ereignisse erlebt werden können, mögen sie ernster oder unwichtig erscheinender Natur sein. Der Gegenstand der Bewunderung wird von Kindern weitaus nüchterner betrachtet als von den Erwachsenen, er wird ganz in Besitz genommen, ohne etwas auszulassen, folglich trägt er kein schmückendes Beiwerk, der dekorative Stil ist verhafter als der Tod: Es handelt sich hier um eine stete Dynamisierung der alltäglichen Dinge und Handlungen, all dessen, was in ihren Wahrnehmungsbereich hineinragt, es ist ein Wetterleuchten, eine gleichsam auswählende Betrachtungsweise, die im Kieselstein ein Geschloß sieht. Lautréamont gelingt eine geniale Definition: er spricht von »der kindlichen Kehrseite der Dinge«. Ihr Ansteckungsvermögen ist nur schwer zu umschreiben. Möglicherweise ist gerade der Sprung vom Internat ins Leben der Urheber dieser merkwürdigen Verheerungen, und es ist nicht sicher, daß die bei Lautréamont trotz allem manchmal erkennbare Transposition* in der

* Wir beschäftigen uns hier natürlich ausschließlich mit dem Autor der *Gesänge des Maldoror*. Lautréamont beabsichtigt nicht, es bei einem Zustand, der unfehlbar zur völligen Auflösung geführt hätte, bewenden zu lassen. Die *Dichtungen* in ihrer beschleunigten und atemlosen Entwicklung – sie sind wie sein ganzes Werk, und auch das von Rimbaud, durch eine unerklärliche glühende Sonne vorzeitig

Fortsetzung s. 118

Folgezeit keine konkreteren Entsprechungen gefunden hat, bis ihr hinterher schließlich ein fast prophetischer Nimbus verliehen wurde. Ich denke dabei an jene kurzhaarigen »Studentinnen« und die Gymnasiasten der russischen Tyrannei, die mit achtzehn Jahren gehenkt, die unmittelbar und ganz *selbstverständlich* von der Schulbank weg zu Bombenlegern wurden und die, kurz gesagt, eine menschliche *Bahn* repräsentieren, wie sie geradliniger nicht denkbar ist: die der völlig bedingungslosen Auflehnung. Den ganz unfreiwilligen Beweis hierfür, der darum noch mehr wiegt, liefert, trotz der dem Polizeimenschen eigenen Abgestumptheit, eine Seite aus den Erinnerungen des Gendarmerie-Generals Gerassimow. »Das Touristen-Gasthaus im Wald«, mit dem sich die Odrana um 1907 herum einen Augenblick lang beschäftigte, liegt weltverloren, von glitzernden Birken und Espen umgeben, mitten im dichten karelischen Wald und ist ein paradiesisches Phalanster, in dem kaum der Schule entwachsene »Studenten« beisammen leben und für die dieses gemeinsame Leben offenbar weiterhin eine ideale Bruderschaft darstellt, einen natürlichen, auf der Schulbank geschlossenen Bund, deren Liebe der Dichtung, der Musik und den Picknicks am Ufer der Seen gilt, die aber jede Woche den Zug nach Petersburg nehmen, die Koffer bis oben hin voll mit Dynamit. Aus dieser Beschwörung der Vergangenheit funkelt eine Spur Poesie, die selbst die Nebel, die ein schwerfälliges Spitzelhirn umlagern, zu durchdringen vermochte. Diese Schnitte aus dem lebendigen Leib einer so schrecklich nahen Realität erwecken unendlich eine wirkungsmächtige, in unserer Zeit aber höchst selten anerkannte Mythe zu neuem Leben: die vom Würgengel. Weitgehend bestätigt wird dies durch die Tatsache,

zur Reife gebracht – zeugen von ganz andern Besorgnissen, auf die J. Legrand vor allem großes Gewicht legt. Im Gegensatz übrigens zu dem, was für Rimbaud gilt, der anscheinend mit dem Kopf durch die Wand wollte, finden sich in den beiden ersten Werken Lautréamonts, die nur zufällig die einzigen geblieben sind, Anzeichen für eine dialektische Entwicklung, die er unfehlbar weiter ausgebaut hätte.

daß eine sich von *selbst ergebende* Wertung es ganz und gar unmöglich macht, sich diese jungen Menschen aus der Entfernung anders vorzustellen als mit einem reinen Antlitz, das absolute Unbestechlichkeit ausstrahlt. Gäbe es keine Bilder von Saint-Just, die uns seine übernatürliche Schönheit bestätigen, es wäre gleichfalls eines erfunden worden. Einem solchen, wohlgemerkt imaginären, »Porträt« Lautréamonts wende ich mich jetzt zu, wie es sich nachträglich aus bisweilen recht kühnen Beschreibungen oder Darstellungen herausgebildet hat. Der Spielraum für eine eigenwillige Gestaltung des Malers scheint aber außerordentlich beschränkt, und was sich dem Zeichenstift oder der Feder zuallererst aufdrängt, das ist die unvermeidliche Vorstellung vom Erzengel: der »sehr schöne junge Mensch mit dem Engelsantlitz und dem harten, eindringlichen Blick« bei Felix Vallotton (wem ist es unbekannt) oder der strahlende Jüngling, den uns Salvador Dalí suggeriert. Derartige seltsam zwingende, aber belebende Erscheinungen, die die Rolle eines frischen Luftzuges spielen, die geeignet sind, mit dem Feuerschwert die Pforte ins wirkliche Leben, in das »verlorene Paradies der kindlichen Liebe« wieder zu öffnen, offenbaren die uneingeständene, aber übergroße Sehnsucht des kollektiven Unbewußten nach der »Wiederkehr« der Kindheit in ihrer ganzen Unversehrtheit – hier und heute –, möge es Erlösung oder Verdammnis bedeuten, und erklären somit das plötzliche angestrenzte Bemühen, gewaltsam, koste es, was es wolle, sich von der drückenden Last der jahrhundertalten offiziellen »Werte« zu befreien.

Vom Grund des Totenstromes, in den Lautréamont so gänzlich versunken ist, kehren seine Züge unaufhaltsam wieder an die Oberfläche zurück, um sich zu diesem Erzengel und Sprengstoff-attentäter neu zusammenzufügen.